

Soha Pustfurosh-Tehrani

Ich gehöre dazu!

agenda

Soha Pustfurosh-Tehrani

Ich gehöre dazu!



agenda Verlag

Münster

2025

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2025 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda-verlag.de, www.agenda-verlag.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-944-7

Inhalt

Prolog	7
Kapitel I: Name	10
Kapitel II: Sprache	19
Kapitel III: Äußerlicher Migrationshintergrund	29
Kapitel IV: Mentalität	49
Kapitel V: Beziehungen	67
Kapitel VI: Rassismus	90
Kapitel VII: Perspektive in die Zukunft	103
Epilog	116

Prolog

Ein Moment der Entscheidung?

Meine Mutter ruft mich. „Soha, komm her. Brief von Stadt. „Bebin, chi mige.“

Es war ein gewöhnlicher Umschlag. Dünnes Papier, grau-weißlich und an den Rändern leicht zerknickt.

Der Absender: die Stadt Münster.

Es war der 28.02.2015 – nur zwei Wochen nach meinem 21. Geburtstag.

Ich hielt den Brief in der Hand, als wäre er leicht – dabei wog er schwerer als so manches Gespräch über Herkunft, Heimat und Identität.

Im Betreff stand: „Wichtige Informationen!“.

Mein Herz blieb für einen Moment stehen, ich atmete tief ein und setzte mich an den Küchentisch.

Meine Mutter guckt mich fordernd an und versucht, ihre Stimme zu kontrollieren: „Begu digeh, chi mige!“ – „Sag schon – was steht drin!“

Die Kaffeemaschine rauschte im Hintergrund, mein Handy vibrierte irgendwo auf der Arbeitsplatte. Doch der Moment benötigte Ruhe und Konzentration.

Ich faltete das Blatt auf.

„Sehr geehrte Frau Soha Pustfurosh-Tehrani“. Ein nüchterner Ton, sachlich.

Ich sei nun von der „Optionspflicht“ befreit. Ich müsse nicht länger zwischen zwei Staatsbürgerschaften wählen – zumindest nicht sofort.

Ich könnte die iranische Staatsangehörigkeit behalten. Oder sie auch aufgeben. Es läge bei mir.

Ich las den Absatz einmal, zweimal und, um sicherzugehen, auch ein drittes Mal.

„Falls Sie den Entlassungsantrag bereits beantragt haben, können Sie diesen wieder zurücknehmen.“

Das war der Moment. Kein lauter Paukenschlag, kein politisches Manifest. Kein persönlicher, emotionaler Angriff, keine Grenzkontrolle. Nur ein Brief, und doch fühlte er sich so an wie eine Entscheidung über Zugehörigkeit – über meine Geschichte, meine Familie, mein Selbstbild und meine Identität.

Ich solle nun entscheiden, ob ich loslasse. Ganz offiziell. Der Teil von mir, der nach Safran duftet, nach Granatapfelsirup schmeckt und von Gedichten von Rumi geformt wurde. Den Teil, der in der Muttersprache meiner Eltern lebt. Den Teil, der leise, aber stetig flüstert, dass ich nicht ganz von hier bin – aber auch nicht ganz von dort.

Ich war damals Zahnmedizinstudentin. Deutsche. Geboren in Deutschland, Bremen. Ich sprach besser Deutsch als Farsi. Und doch hatte ich mich nie „ganz“ dazugehörig gefühlt. Weil man es mir immer wieder gezeigt hatte mit Fragen wie „Woher kommen Sie wirklich?“ oder Sätzen wie „Sie sprechen aber gut Deutsch.“ Oder den fragenden Blicken, die nicht den Mut hatten, laut zu werden.

Und nun lag dieser Brief vor mir. Ein staatliches Dokument, das genau diese Zerrissenheit widerspiegelte. Der mir vorspielte, dass ich mich entscheiden könnte. Zwischen Herkunft und Gegenwart. Zwischen dem, was ich war, und dem, was ich sein sollte.

Aber konnte ich das wirklich? War meine Identität nur ein Verwaltungsakt, bestehend aus einem Antrag? Ein Stempel?

Ich faltete den Brief zusammen. Langsam. Und guckte in die erwartungsvollen Augen meiner Mutter. Schaute aus dem Fenster und merkte, dass es regnete. Ganz leise und unaufgeregt. Wie in vielen Momenten, in denen ich spürte, dass ich zwischen den Welten stand.

Nicht verloren – aber auch nicht ganz angekommen. Irgendwo dazwischen.

Ab wann gehöre ich endlich dazu?

Die Frage stand im Raum und war kein juristisches Problem,

sondern eher ein nach innen gerichteter Schrei in Form eines tiefen Wunsches. Ein Wunsch, der mich durch meine Kindheit begleitet hatte, durch Schulhöfe, Universitätsflure, Arztpraxen und Bewerbungsgespräche.

Ein Wunsch, der mich bis heute nicht loslässt und gleichzeitig auch gesellschaftlich, politisch und sozial präsenter denn je scheint.

Kapitel I: Name

Ich bin in Deutschland geboren. Um genauer zu sein: in Bremen. Am Valentinstag im Jahre 1994.

Meine Eltern bezeichnen mich bis heute als „Liebeskind“ und das, obwohl sie sehr glücklich geschieden sind.

Und trotz alledem werde ich oft gefragt, ob ich mich noch erinnern könne – an meine Ankunft. Meine ersten Eindrücke.

„Wie war es damals, als ihr gekommen seid?“

Ich lächle dann immer ganz höflich. Lege meinen Kopf leicht schräg in den Nacken und hebe die Augenbraue. Das mache ich in der Regel dann, wenn ich jemanden korrigieren möchte.

Schutzhaltung und Offensivmodus in einem.

„Ich bin hier geboren. Um genauer zu sein: in Bremen. Nähe Hamburg.“

Irgendwo möchte ich dann, dass mein Gegenüber merkt, dass mich die Frage verletzt. Und daher verletzte ich zurück, in der Annahme, dass er nicht weiß, wo Bremen liegt.

„Ach so ... aber du siehst überhaupt nicht deutsch aus. Woher kommen deine Eltern?“

Und schon beginnt die eigentliche Geschichte – nicht meine, sondern die Erwartung, dass jede Geschichte mit Migration irgendwo anders anfangen muss als hier.

Mein Vater kam damals aus dem Iran, in den frühen 80er-Jahren. So beginnen viele Geschichten der in Deutschland lebenden Iraner. Der Krieg war laut, die Angst war leise – sie kroch in die Gespräche, in die Entscheidungen. Deutschland war nicht ihr Traum, sondern ihre Rettung.

Sie trugen die Kultur in Koffern, nicht in Ratgebern. Und sie waren voller Hoffnung auf ein besseres, sichereres Leben. Meine Mutter hingegen hatte das Privileg, in Südfrankreich studieren zu können. Sie hatte es durch ihre Eltern ein wenig einfacher. Aber auch hier war es klar, dass es kein Zurück gibt. Kein „Zurück nach Hause“.

Als sie damals meinen Vater kennengelernt hatte und sie zusammen entschieden, in Deutschland zu bleiben, konnte sie kein Wort Deutsch. Mein Vater hatte ein Abitur, mit dem er Medizin studieren wollte, aber die Anerkennung und Beglaubigung aller Unterlagen zogen sich in die Länge. So lange, dass er schlussendlich die Immatrikulation um einen Tag verpasste. Und dann stand er da. Notgedrungen hat er dann angefangen, Chemie zu studieren. Anscheinend ein Fach, das damals schon unbeliebt war und Nachwuchs brauchte. Erst nach drei Semestern Chemie, was bestimmt qualvoll genug war, hatte er die Zulassung zum Medizinstudium.

Zwischen all den Problemen kämpfte er sich durch.

Und sein ewiger Begleiter war etwas nicht Greifbares.

Es war die Hoffnung. Und mit ihr auch ein Kind, das irgendwann dazugehören sollte.

Ich wuchs zwischen Sofreh-Tüchern und Adventskalendern auf. Unser Haus roch nach Gormeh Sabzi und nach Duschdas. Meine Welt war zweigeteilt: Zuhause wurde auf Persisch geschimpft und geliebt und draußen wurde auf Deutsch bewertet.

Ich lernte früh, dass „richtig und falsch“ oft davon abhing, wo ich gerade war – in welchem Raum, in welcher Sprache, in welchem Körper.

Denn nachdem ich in Bremen geboren worden war, entschieden sich meine Eltern doch wieder, kurzzeitig in den Iran zurückzukehren. Dies nicht, weil sie es unbedingt wollten, sondern wegen der gesundheitlichen Probleme ihrer eigenen Eltern.

Mit ungefähr 5 Jahren ging es dann wieder zurück.

Aber als Kind hat man glücklicherweise eine sehr naive Sichtweise auf das Leben. Man spürt die Unterschiede zu den „anderen“ erstmal nicht so offensichtlich und glaubt, die eigene Welt sei die Welt aller.

Ich konnte weder die Sprache noch kannte ich die Kultur. Mein größtes Glück war, dass ich im Kindergarten eine persischsprachige

Freundin fand, die für mich wie ein personalisierter Dolmetscher war. Sie teilte mir mit, wann es Mittagessen gab und wann wir endlich draußen spielen durften. Auch hatte ich eine Kindergärtnerin, die sich Zeit nahm, mir mit Ruhe und Engelsgeduld vieles – vor allem Sprachliches – einzeln beizubringen. Für mich Conny, für andere Cornelia. Conny war jung, hatte braunes Haar und immer ein Lächeln im Gesicht – zumindest habe ich sie so in Erinnerung. Für mich war sie irgendwo eine Bezugsperson, die mir Sicherheit gab, wenn alles fremd und ungewohnt war.

Mir ist meine privilegierte Ausgangssituation durchaus bewusst. Viele in meiner Situation hatten nicht das Glück, eine Conny zu haben. Sie konnten nicht nach Hause gehen und in Ruhe Deutsch lernen, weil es weder jemanden gab, der sie dabei unterstützte, noch die räumlichen Gegebenheiten, „Ruhe“ zu gewährleisten. Oft mussten sie schon früh Verantwortung übernehmen, für Briefe, Termine oder Telefonate – Aufgaben, die Kindern ihre Leichtigkeit nehmen, aber durch die Hilflosigkeit der Eltern einen unumgehbaren Zustand für das Überleben in einem fremden Land gewährleisten. In Familien mit Migrationshintergrund wird man schneller erwachsen, weil man für die Familie sorgen muss. Es wird nie ausgesprochen, aber es wird erwartet.

Ich persönlich spürte diesen Druck erst später. Während meiner Kindergartenzeit war mein größtes Ziel, so schnell wie möglich die Sprache zu erlernen. Doch erst später realisierte ich, wie viel mehr dahintersteckt: wie wichtig die Sprache ist, welchen Stellenwert sie hat und welche Türen sie öffnet – aber auch, welche Mauern sie aufbauen kann, wenn man sie nicht richtig beherrscht.

Und gleichzeitig merkte ich auch, dass es für mich einfacher war als für meine Eltern. Für meine Mutter wurde ich mit der Zeit ein Sprachrohr, für meinen Vater die Schreibkraft.

Aber irgendwann gewöhnt man sich dran. Man gewöhnt sich an das Verbiegen, das Übersetzen, das kleine Stolzsein, wenn meine

Mutter ein deutsches Wort richtig ausspricht, und an das Schweigen, wenn ein Lehrer beiläufig sagt: „Deine Eltern sind bestimmt froh, dass du so gut Deutsch kannst“, an.

Und dadurch wuchs ich in einem Land auf, das mein Zuhause war und mich gleichzeitig immer wieder daran erinnerte, dass meine Wurzeln woanders lagen.

Und dennoch – wenn ich ganz ehrlich bin: Meine Wurzeln waren nicht woanders. Sie waren genau hier. Bei mir. In dieser Sprache, in diesem Viertel, in diesem Körper, der gelernt hatte, aufrecht zwischen zwei Kulturen zu stehen.

Ich war ein Kind, das versuchte, alles richtig zu machen. Um irgendwann dazuzugehören. Ganz und ohne fragende Blicke und ganz ohne Verlust meiner Wurzeln. Und das trotz meiner schwarzen Haare, der breiten Augenbrauen und des Namens, der sich für so viele „fremd“ anhört.

Mein Name war und ist bis heute noch immer ein stetiger Begleiter. Eine Eintrittsfrage, bevor ich überhaupt sprechen darf.

„Soha? Ach, das ist aber ein exotischer Name! Wo kommt der denn her?“ – für mich bis heute noch nicht ganz nachvollziehbar, den Namen eines Kindes als „exotisch“ zu bezeichnen, aber wahrscheinlich wird er einfach als Synonym für „anders“ gewertet.

Ich begann meist mit „Es ist ein persischer Name“ und fuhr dann relativ schnell fort mit „Es bedeutet ‚kleiner Stern‘ beziehungsweise ‚Sternschnuppe‘“, da irgendwo in mir Scham aufkam, nicht „Anna“ oder „Gertrud“ zu heißen. Obwohl ich bei Gertrud wahrscheinlich in eine ähnliche Gefühlslage versetzt worden wäre (an alle Gertruds: Ihr werdet trotzdem geliebt!).

Mit dem Nebensatz wollte ich stets ausdrücken, dass mir bewusst ist, dass ich anders bin, es gerne nicht wäre, aber trotz meiner Andersartigkeit positiv anders bin. Ich bin ein „kleiner Stern“. Das klingt doch viel schöner, oder? Witzigerweise kann man hier kurz erwähnen, dass ich fast zehn Tage namenslos war. Ganze zehn Tage wurde

ich liebevoll „Baby“ genannt. Wahrscheinlich fast so exotisch wie „Soha“. Ein Freund meines Vaters rief irgendwann durch die Tür: „Hey, so langsam brauchen wir einen Namen für das Baby!“ und nach dem zehnten Tag hat er dann „Soha“ vorgeschlagen. Und so wurde ich Soha, der kleine Stern. Ein Hoch auf Mohajer, der damals wahrscheinlich schon wusste, dass der Name mich prägen würde.

Die Konversation führte sich in der Regel fort mit der Frage: „Wie spricht man das denn eigentlich aus?“. Damals habe ich das als eine Distanzmarkierung interpretiert. Heute denke ich, dass es eher ein Zeichen von Respekt ist – oder zumindest von Neugier und Interesse. Und ehrlich gesagt habe ich nie jemanden korrigiert, wenn er oder sie meinen Namen falsch ausgesprochen hat.

Ich habe es einfach hingenommen mit einem „Ja, so kann man das aussprechen“.

Es war wohl meine Unsicherheit, mein kleines Schutzschild, um nicht problematisch rüberzukommen.

Heute hingegen würde ich sagen: „Nein, mit einem scharfen ‚S‘ – wie Zorro!“ Denn mein Name ist ein Teil meiner Identität. Warum sich also dafür schämen und kleinmachen, damit es andere einfacher haben und man besser in ihr Weltbild passt als andersrum?

Diese Sichtweise hat jedoch relativ lange gedauert, bis sie wirklich bei mir angekommen ist. Lange Zeit habe ich mich nämlich für meinen Namen geniert. Besonders dann, als ich auf den ganzen Schlüsselanhängern von Diddle und Prinzessin Lillifee nur klassische deutsche Namen wie „Pia“, „Alina“ oder „Sophie“ sah. Ich verstand damals nicht, warum es nicht mal ein „Mohammed“ oder eine „Samira“ gab. Umso glücklicher machten mich dann wiederum Schlüsselanhänger mit nur einem Buchstaben, da es viele deutsche Namen gibt, die mit „S“ beginnen.

Mittlerweile, wo ich älter bin, liebe ich es, „Soha“ zu heißen. Es gibt sehr wenige Menschen, die diesen Namen tragen. Wenn man ihn googelt, erscheint eine relativ erfolgreiche indische Schauspielerin. Das fand ich schon damals sehr selbstaufbauend.

Und bisher habe ich nur ein einziges Mal einen „Soha“ kennengelernt.

Ein Mann – genau, der Name ist nämlich unisex. Und das auf den Medimeisterschaften – ein Äquivalent zu einer sehr runtergerockten Version vom Tomorrowland, organisiert von Studenten der Medizin, Zahn- und Tiermedizin. Ich stand mitten im Gemenge, sah in das glückliche und sehr stark alkoholisierte Gesicht meines Kommilitonen, der mich mit den Worten „Ey, der heißt auch Soha!“ anschrillte, als hätte er gerade den Stein der Weisen gefunden. Der erste und letzte Soha, den ich kennengelernt habe.

Meine Beziehung zu meinen Namen hat sich geändert. Ich suche nicht mehr nach den Schlüsselanhängern, da ich weiß, dass es meinen Namen dort nicht geben wird. Und das ist in Ordnung. Mein Name ist ein Teil meiner Einzigartigkeit, mein Alleinstellungsmerkmal. Etwas, wofür viele heutzutage kämpfen. Und ja – mittlerweile korrigiere ich Leute, die meinen Namen mit einem weichen „S“ aussprechen. Ich stehe hinter meinem Namen, da der Freund meines Vaters sich ja damals was dabei gedacht hat. Und die Bedeutung meines Namens ist keine Rechtfertigung mehr, sondern ein Identifikationsmerkmal.

Also, ja – ich heiße Soha. Vielleicht hast du den Namen mal gehört, vielleicht auch nicht – mit scharfem „S“, und er bedeutet „kleiner Stern oder Sternschnuppe“, weil ich es einfach bin. So und nicht anders. Seid stolz auf euren Namen. Je komplizierter, je ungewöhnlicher, desto besser. Eure Namen wurden von euren Eltern für euch ausgesucht. Tragt sie mit erhobener Brust und Stolz. Ironischerweise ist das Interessante bei Familien mit Migrationshintergrund, dass gefühlt alle Namen mit demselben Buchstaben anfangen und vor allem es die Eltern sind, die immer durcheinanderkommen.

Mein Nachname war erst zu einem späteren Zeitpunkt ein Problem. „Pustfurosh-Tehrani“ ist nicht gerade der kürzeste oder auch nicht wirklich der unkomplizierteste Name. Dennoch hat auch der

Name, ähnlich wie mein Vorname, eine Bedeutung. „Pust“ bedeutet auf Persisch „Haut“, während „Furosh“ für „Verkaufen“ steht. Zusammengefasst also „Hautverkäufer“. Ein wenig fragwürdiger als der „kleine Stern“, jedoch lediglich darauf zurückzuführen, dass mein Urgroßvater väterlicherseits im Leder- und Pelzgeschäft tätig war.

Wie oft hätte ich gerne zumindest das „Pustfurosh“ in einen Titel, der Respekt einfordert, umgewandelt. Mit Tehrani assoziiert man immerhin den berühmten Architekten.

Jeder mit Migrationshintergrund und einem komplizierten Nachnamen weiß, wovon ich spreche – bei jedem Telefonat, bei jedem Gespräch, wo der Name angegeben werden soll, muss immer einzeln buchstabiert werden – „P wie Paula“, „U wie Uwe“, „S wie Siegfried“ – und plötzlich wird aus einem 5-Minuten-Gespräch ein 10-Minuten-Gespräch. Und die Wahrscheinlichkeit, dass trotz des richtigen Buchstabierens der Name am Ende doch irgendwo falsch aufgefasst wurde, ist relativ hoch.

Wie sehr jedoch mein Name ein Problem darstellt, wurde mir aber erst bewusst, als ich in der Arbeitswelt angekommen war. Das „Pustfurosh“ wurde ohne meine Zustimmung gestrichen, und das unter anderem mit der Begründung: „Wir wollen ja nicht, dass sich das so anhört wie Ausländerbehörde, oder, Frau Doktor?“ – Nein, natürlich wollen „wir“ das nicht.

Tja, und da war es. Unzensuriert ausgesprochen. Nichts mit Titel, die Ruhm einfordern.

All die harte Arbeit, all der Fleiß – was bringt dir das am Ende mit diesem Nachnamen?

Um respektiert zu werden, muss ein Strich durch ein Stück Identität gezogen werden. Als wäre er nie da gewesen. Und in meinem Fall war es mein Nachname.

Ich erinnere mich noch sehr gut an den ersten Moment, als ich das erste Mal realisiert hatte, dass eine andersartige Behandlung von

Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland vorherrscht und wie der Name dabei eine essenzielle Rolle einnimmt.

Es war in den 2000er-Jahren durch einen Beitrag von *taff*.

Fernsehgucken spielte generell in meiner Kindheit und Jugend eine sehr elementare Rolle. Durch fast exzessives TV-Schauen gab ich meiner Mutter vor, meine Deutschkenntnisse verbessern zu wollen, obwohl die Dialoge von Sailor Moon, den Kickers und Detektiv Conan auch literarisch ihre Grenzen hatten. Ich weiß noch, wie meine Mutter aus der Küche schrie: „Base digeh, enghadar television!“. Aber nach erfolgreichem Abschluss aller auf RTL II und Super RTL laufenden Serien kam um 17:00 Uhr *taff*. Im Vergleich zu Animes wirkte das schon fast wie Nachrichten.

In dem Beitrag ging es um einen jungen Mann, der seit geraumer Zeit auf der Suche nach einer Wohnung war. Er betonte verzweifelt, dass ihm aufgefallen sei, dass all seine Freunde ohne Migrationshintergrund es nicht so schwer hätten wie er.

taff ging diesem Anliegen mithilfe einer Art investigativen Fall-Kontroll-Studie nach, indem sie auf dem Bewerbungsschreiben des jungen Mannes seinen Namen änderten. Resultat des Ganzen: deutlich mehr positive Resonanz, sobald der Name nicht mehr Mohammed, sondern Sebastian war (Die genauen Namen fallen mir nicht ein, aber man versteht die Pointe). Denselben Versuch starteten sie mit einer jungen Frau, die sich auf Jobs bewerben sollte. Und auch hier: Bilder ohne Kopftuch, ein Name, der nicht ausländisch klingt – schon wurde man zu einem Interview eingeladen. Zu dem Zeitpunkt hatte ich den Beitrag verhältnismäßig neutral wahrgenommen. Ob das nun an den vorherigen fünf Stunden TV lag oder an meinem naiven Unterbewusstsein, das dachte, dass das nicht die Regel sei, sondern eher die Ausnahme, kann ich gerade nicht einschätzen. Dennoch war ich verwundert, dass Namen in Deutschland eine höhere Aussagekraft haben als die Qualifikation, dass Oberflächlichkeit über Effizienz und damit Arroganz über Akzeptanz steht.

Dies war ein Grund, warum ich beispielsweise auch nach dem Studium relativ schnell versuchte, meinen Dokortitel zu erlangen. In meinem Kopf hatte ich schon das Handicap, dass ich eine Frau im „gebärfähigen Alter“ war. Und dann war ich noch jemand mit Migrationshintergrund. Ein ausschlaggebender Grund, warum viele nach dem Medizin- oder Zahnmedizinstudium Schwierigkeiten haben, einen Job zu kriegen. Zumindest der Dokortitel sollte mir eine Sicherheit geben und mich „abgrenzen“. Im Sinne von „Ich bin ein guter und fleißiger Ausländer, bitte gib mir eine Chance.“

Mittlerweile gibt es unzählige Beiträge, die diese Thematik immer wieder ansprechen. In einem Spiegelartikel von 2024 mit dem Titel „Keiner will Ali im Team haben!“ wird eine Studie zitiert, die die Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt anspricht. Unterschieden wird in dem Artikel zwischen drei Ergebnissen. Erstens: Der Bewerber mit dem ausländischen Namen muss im Schnitt bis zu zwei Bewerbungen mehr entsenden, um eingeladen zu werden. Zweitens: Je kleiner das Unternehmen, desto stärker ausgeprägt die Diskriminierung, und drittens: Während der Ausländer nur eine E-Mail gesendet bekommt, kann der Deutsche sich auf einen Anruf freuen. Die Studie zeigt somit den Kern des eigentlichen Problems: den mangelnden Respekt und die geringe Wertschätzung von Menschen, die einer anderen Nationalität zugehörig sind.

Ich lernte erst im Laufe meines beruflichen Werdeganges, wie wichtig es ist, hinter sich selbst und seiner Identität zu stehen – und das trotz verschiedenen Anpassungsschwierigkeiten und der Limitierung der Möglichkeiten, die mit ihnen einhergeht.

Um dennoch angenommen zu werden, gab es einen wichtigen Schlüssel: die Sprache.

Das Beherrschen der Sprache ermöglicht einem nicht nur, sich und seine Gedanken zu präsentieren und soziale Interaktion durchführen zu können, sondern auch, einen Weg zur Zugehörigkeit zu erlangen. Die Sprache bildet den Grundstein. Alles andere kommt danach.